



Illustriertes belletristisches Unterhaltungsblatt.

Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.
Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

28. Jahrg.

Die Prachtmenschen.*)

Roman von G. Nießsch.

(Nachdruck verboten.)

Willibald Pracht, der ein großes, schönes Gut in Sachsen, unweit der Elbe, besaß, hat in seinem Garten einen Liebesbrief gefunden, in welchem eine Mlle. Hans seltliche Worte schreibt. Er vermutet, daß es die Schneiderin seiner Frau, Elise Mulack, ist, die diese Epistel an seinen ältesten Sohn, Hans Joachim, gerichtet hat. Pracht begibt sich mit dem Brief zu seiner Frau Hildegard, die gerade ihre Wirtschaftsbücher nachrechnete. Frau Pracht schlägt vor, ihre Nichten, die 20jährige Glenore und die 17jährige Hilde; wenn Hans diese sähe, werde er wohl die Schneiderin vergessen. Pracht stimmte ihr bei. Während die Nichten dies beratschlagten, waren beide Söhne im Garten. Hans Joachim erzählte dem jüngeren Bruder, warum er nicht Offizier geworden und bat ihn, der Mutter zuliebe, die Offizier-Pausbahn einzuschlagen. Ferner teilte er ihm mit, daß er eine blonde Nixe liebe. Am Garteneingang trafen sie den Polen Stranitzky, dem Hans Joachim eine Mark schenkte. Als Pracht nach kurzer Zeit über den Hof ging, hörte er Hilserufe. Der Polack hatte die Gärtnerfrau überfallen. Pracht

befreite die Frau und übergab Stranitzky der Polizei, die ihn nach der Heimath abschickte. Elise Mulack war auf dem Prachtthof eingetroffen. Frau Pracht erzählte ihr von dem Liebesfall und Elise fuhr am Nachmittag wieder nach Hause. Hans Willibald mußte sie auf Befehl der Mutter begleiten. Unterwegs lüfteten sich beide wiederholt und Hans erzählte, daß er Offizier werden wolle. Nach einigen Tagen holte Pracht und Hans Joachim die beiden Mädchen von der Bahn ab. Als der mit einem Biererzug bespannte Wagen einen Feldweg kreuzte, sah Pracht ein Liebespaar auf diesem Weg, das eng aneinander geschmiegt lustwandelte: Elise Mulack und der Gohrlicher Schullehrer. Bei der Abendtafel, an der es zur Feier der Ankunft Hilbes und Glenores Wein gab, erzählte Pracht dies Erlebnis. Hans Willibald, schon etwas angetrunken, regte sich darüber auf und bekannte, daß er Elise liebe. Er begab sich dann auf sein Zimmer und schrieb einen ziemlich tonförmigen Abschiedsbrief an Elise. Schon nach zwei Tagen erhielt er durch seinen Vater, der den Brief geöffnet, Antwort: Elise nannte ihn einen dummen Jungen. An diesem Tage waren Gutsnachbarn zu Besuch eingetroffen, Höhnes, deren finanziellen Verhältnisse nicht die besten waren. Der Sohn, Albin, machte Hilde eifrig die Kur und auf Wunsch der Frau Höhne sollte die Tochter, Marie, Hans Joachim zu fesseln suchen. Alles atmete auf, als Höhnes wieder gingen. Hilde, die Höhnes einen Besuch versprochen, ging am anderen Tage dorthin. Die Begleitung Willibalds lehnte sie ab.



Ostergesang auf dem Chiemsee. Von H. Raupp.

(Fortsetzung.)

„Dann gar nicht!“ Hans Willibald warf den Kopf energisch zurück und ließ die Nixe allein gehen.

Höhnes empfingen das junge Mädchen wie eine Fürstin. Frau Höhne stand am Tor und wehte mit ihrem Taschentuch. Albin kam feuchend von der Landstraße herbeigelaufen. Er hatte Hilde entgegengehen wollen, verfehlte sie aber. Hilde Auch Mariechen tauchte auf, sittig und verächtlich, wie gestern. Herr Höhne schlief noch.

*) Die neuen Abonnenten führt dieser Auszug aus dem bereits erschienenen Roman sofort in die laufende Wochennummer ein.

„Ich freue mich herzlich, daß Sie gekommen sind, liebes Kind. Mein Albin war schon ganz rappelig vor Erwartung.“ Frau Hühne streichelte Gilde immer wieder die Wange.

„Ach, gnädiges Fräulein, fürchtbar fatal, daß Sie, äh, verfehlt habe. Bin ganz unglücklich.“

Albin versuchte ein unglückliches Gesicht zu machen und kopierte getreu das fette Gesicht eines mürrischen Mopses.

Am meisten Verwunderung flößte Mariechen der jugend-

Gespräch dem Großstadtfinde aber höchst langweilig; endlich konnte sie nicht mehr, sie schüttelte Unwohlsein vor: „Vielleicht erklären Sie mir das alles später einmal, Fräulein Hühne. Ich habe heftige Kopfschmerzen und möchte nach Hause.“

Albin machte ein unglückliches Gesicht, und auch Mariechen war ehrlich bekümmert. Daß jemand seine Kopfschmerzen über ihre Mühe stellte, sagte sie überhaupt nicht. Sie war wirklich eine ausgezeichnete Landwirtin, arbeitfam wie ein

Pferd und anspruchslos wie ein Kamel. Die Mutter war es, welche dem armen Geschöpf die Neigung „fürs Höhere“ mit Gewalt einimpfen wollte.

Mit Mühe erreichte es Gilde, daß sie den Heimweg allein wandern durfte. Sie konnte es aber nicht verhindern, daß Albin wie ein treuer Hund ein paar hundert Schritte hinter ihr ging, damit ihr nichts passieren könne.

Am nächsten Tage bereitzte gab Frau Pracht Gilde lächelnd einen Brief: „Ich wette, daß es ein Heiratsantrag ist, Gildchen. Die Luft in und um Prachthof scheint der Liebe sehr förderlich zu sein. Du kannst ausrufen: Veni, vidi, vici!“

„Um Gotteswillen, Tante! Nur das nicht!“ Gilde war ernstlich erschrocken. Langsam, zögernd öffnete sie den Brief. Er erhielt in Lapidarschrift, die aussah, als sei sie mit dem ver-

lehrten Ende des Federhalters geschrieben, nur wenige Zeilen:

Mein gnädiges Fräulein!

Daß Sie es mir angetan haben, muß Ihnen bereits gestern klar geworden sein. Ich bin kein Mann der Feder und frage daher kurz: Darf ich bei Ihren Eltern um Ihre Hand anhalten? Machen Sie durch ein „Ja“ zum glücklichsten der Sterblichen

Ihren ganz ergebenen Diener

Albin Hühne.



Der unerschöpfliche deutsche Nachschub.

Wir sehen hier eine Abteilung neu eingezogener Landsturmpflichtiger auf dem Wege zur Kaserne. Mit Recht können wir den deutschen Nachschub unerschöpflich nennen, denn erst jetzt ist man zur Einziehung der jüngeren Jahrgänge des Landsturms geschritten, während unsere Gegner bereits die zweite und dritte Kategorie bis zur höchstzulässigen Altersgrenze eingezogen haben.

lichen Besucherin ein. Denn sie konnte plötzlich und unerwartet einen vollständigen, zusammenhängenden Satz reden: „Guten Tag, Fräulein Gildchen, wollen Sie sich nicht mal meine Schafe und Kühe ansehen?“

„Das hat Zeit bis später, Mariechen, jetzt wird Fräulein Gilde erst mit uns Kaffee trinken.“

„Wir wollten aber Tennis spielen, Mama!“

„Später, Albin, Fräulein Gilde muß erst etwas genießen.“

Fräulein Gilde wurde gar nicht gefragt, sondern an die festlich mit Blumen und ganz unpassend mit prächtigem Silber reichgeschmückte Tafel im Speisezimmer geschleppt. Sie mußte fünf Tassen Kaffee trinken und ebensoviel Stücke Kuchen essen. Zu reden brauchte sie nichts, das besorgte Frau Hühne. Die erzählte ganz ausführlich die Lebensgeschichte ihres braven Albin, von der Geburt des elf Pfund schweren Jungen bis zum heutigen Tage. Sie lobte Albin über den grünen Klee, nannte ihn einen Musterjohn und schilderte seine glühende Sehnsucht nach einer reizenden kleinen Frau in schmelzenden Tönen und lebhaften Farben. Dann sprach sie von ihrem Gut, ihres Mannes soliden pekuniären Verhältnissen und ihren eigenen zahlreichen Erbaussichten.

Als Gilde endlich zum Tennis ausbrechen durfte, waren Kopf und Magen der jungen Dame gleich schwer und voll. Dementprechend spielte sie miserabel, doch Albin fand ihre schlechtesten Schläge meisterhaft, und Frau und Fräulein Hühne, welche zuschauten, schmolzen fast vor Verwunderung.

Nach einer Stunde konnte Gilde nicht mehr, sie war mit ihrer Kraft und ihren sonst nicht zu verachtenden Nerven fertig. Doch sie hatte den selbstverschuldeten Kelch noch nicht bis zur Reife geleert. Mariechen stürzte sich wie ein Stokvogel auf Gilde und schleppte sie, mit dem strahlenden Bruder im Gefolge, in ihr Heiligtum: den Kuh- und Schafstall. Hier wurde das stille Mädchen beredt, beim Klirren der Ketten, Stampfen und Stoßen der Kühe, beim Blöken der Schafe klang auch das Trompetenorgan erträglich. Mariechen erklärte die besonderen Charaktereigenschaften einzelner Lieblinge mit der ihr eigenen reizenden Naivität.

Gilde hörte scheinbar interessiert zu, im stillen war das



Mohamebanische Freiwillige stellen sich in Stambul zur Einreihung in die türkische Armee.

Gilde starrte ganz entsetzt auf das Schriftstück, dann brach sie plötzlich in ein ausgelassenes Gelächter aus.

„Hatte ich recht, Gilde? Es war ein Antrag!“

„Da lieh selbst, Tante. Was sagst Du zu einer solchen Unverschämtheit?“

„Nichts. Wir sind es von Hühnes nicht anders gewöhnt. Mein Mann sagte mir übrigens heute früh, daß dem alten Hühne das Messer an der Kehle sitzt.“

„Und ich soll der Rettungengel sein! Ich danke für diese Mission!“

„Was willst Du tun, liebe Gilde?“

„Sofort antworten, auf der Stelle. Der athletische Brautwerber soll nicht einen Tag lang über meine Gefinnung im Unklaren sein.“

„Verzeihe, liebe Gilde, wenn ich Dir einen Vorwurf machen darf: Dein Benehmen dem jungen Höhne gegenüber ist nicht einwandfrei gewesen. Du hast ihm Hoffnung gemacht, Scherz allerdings, die der dumme, eingebildete Mensch für ernst genommen hat.“

Gilde senkte den Kopf: „Du hast recht, Lante. Ich will für später bessern. Der Mensch hatte mich aber geradezu reizt und herausgefordert, ihn so zu behandeln.“

„Es ist schon gut, Gildechen. Dem Menschen kann ein Knüttel wirklich nichts schaden. Und da wir Höhnes nun wohl bald los werden, will ich Dir auch keine weiteren Vorwürfen für Dein Handeln machen. Schreibe, wie Du willst. Ich werde froh sein, wenn Höhnes damit endgültig für uns erledigt sind.“

Gilde zog sich auf ihr Zimmer zurück, setzte sich an den kleinen Schreibtisch und schrieb nach kurzer Ueberlegung:

Geehrter Herr!

Für Ihren Antrag danke ich Ihnen bestens, leider kann ich ihn nicht annehmen. Ich habe es mir zum Prinzip gemacht, meine Hand nur einem Manne von wirklichem Adel zu reichen.

Gildegard von Zensh.

„So, Herr Höhne, nun zerbrechen Sie sich Ihren Afrohatenschädel darüber, was ich mit diesem „wirklich“ sagen will.“

Einige Tage später fuhr die ganze Familie nach Dresden, um der Eröffnung der Kunstausstellung beizuwohnen. Hans Willibald wurde auf sein inständiges Bitten hin mitgenommen. Er machte sich zwar nichts aus den „Klebsereien“, dafür freute er sich aber auf die Oper und das darauffolgende Souper im Leipziger Garten, Dresdens feinstem Weinrestaurant. In Hans Willibald war ein starker Zug zum Grandseigneur, den hatte er wohl von der Mutter ererbt.

Bracht hatte rechtzeitig sowohl Karten zur Oper, wie auch zur Ausstellung besorgt, man konnte somit der feierlichen Eröffnung beizuwohnen, die vor einem exklusiven Publikum in Anwesenheit des Königs stattfand. Elenore interessierte sich lebhaft für alles, besonders aufmerksam lauschte sie der Ansprache, die Professor Kuehl, der geistige Schöpfer der Ausstellung und Leiter der Dresdener Akademie, an das andächtige Publikum hielt.

An dem darauffolgenden gemeinschaftlichen Rundgang beteiligte man sich jedoch auf Wunsch Elenores nicht. Sie wollte selbst die Bilder herausuchen, die ihr gefielen, und nicht von fremden Leuten mit der Nase daraufgestoßen und womöglich in ihrem Urteil beeinflusst werden. Hans Joachim stimmte ihr darin lebhaft zu und beide übernahmen denn auch die Führung.

Es zeigte sich, daß Elenores und Hans Joachims Geschmack völlig übereinstimmten. Ihnen gefielen stets dieselben Bilder. Gilde flatterte wie ein Schmetterling von einem Bild zum andern, lobte mit jugendlichem Ungestüm und tadelte ebenso. Doch hörte sie auch gern die Aufklärungen Hans Joachims und der Schwester. Letztere entpuppte sich unerwartet als Kenner, sie wußte über Sezession, Impressionismus, Symbolismus, Freilicht, Atelierlicht usw. genau Bescheid, konnte sogar über Farbenbehandlung und Maltechnik wie ein ausgebildeter Maler Aufschluß geben. Brachts, namentlich Hans Joachim, waren darüber angenehm erstaunt. Gilde dagegen fand für besonders bemerkenswerte Bilder sofort ein passendes Schlagwort, das oft große Heiterkeit erregte und von Elenore im Katalog bei dem betreffenden Bild verzeichnet wurde.

Plötzlich blieb Elenore vor einer großen Leinwand stehen, die fast allein, gut beleuchtet, in einem dekorativ wirksam ausgestatteten Saal placiert war. Elenore faßte Hans Joachim am Arm: „Wie gefällt Dir das?“

Hans Joachim sah seine Rufine erstaunt an, denn ihre Stimme hatte ganz heiser geklungen und ihre Hand lag schwer auf seinem Arm. Er suchte im Katalog: „Wolfgang Enge. Der liebe Gott geht durch den Wald.“ las er halblaut, dann trat er still zurück und betrachtete das Bild lange.

Es war ein Waldinterieur, meisterhaft gemalt. Man ahnte, daß durch die Blätter und Zweige ein leises Raunen ging. Die Vögel waren plötzlich verstummt, ein Reh hielt im Sprung inne. Die Tiere fühlten das Walten, den leisen, bei-

ligen Schritt des Herrn. Süßer Friede strömte aus dem Walde auf den Beschauer über.

„Ein Meisterwerk.“ Hans Joachim sagte es wie zu sich selbst. „Von einem echten Talent und einem echten, guten Menschen gemalt. Denn nur ein solcher kann so rein und schön empfinden.“

Wieder blickte er erstaunt auf Elenore, denn sie hielt seinen Arm krampfhaft umklammert.

„Ich danke Dir, Hans Joachim. Du weißt nicht, was Du mir damit Gutes getan hast.“

Ihre Blicke trafen sich; Hans Joachim glaubte Elenore verstanden zu haben. Kein Wort wurde mehr über das Bild gesprochen. Elenore richtete sich stolz in die Höhe, in ihren Augen zeigte sich ein feuchter Glanz und über ihr Gesicht ging ein seliges Leuchten.

Frau Bracht hatte den Blick aufgefangen, den Elenore und Hans Joachim miteinander wechselten. Ihr Herz klopfte laut und freudig, die seligsten Hoffnungen wurden in ihr wach. Mit diesem sonnigen Gefühl sah sie auf das Bild: „Wie schön! Das ist echte Kunst. Man versinkt förmlich in Andacht davor.“ So gingen sie von Bild zu Bild. Stunden vergingen wie im Fluge.

Endlich aber waren die alten Brachts doch müde geworden. Es wurde deshalb beschlossen, nach dem Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse zu fahren und dort zu Mittag zu speisen. Es war ein Uhr vorüber, alle hatten tüchtigen Hunger.

Das Belvedere war nur mäßig besetzt, man sah es den Gästen an, daß sie durchreisende Fremde waren. Brachts wählten einen Tisch nahe am Eingang, von dem aus man tief unten die Elbe und weiter hinten rechts die Loschwitz's Höhen vor Augen hatte.

Nach Tisch fuhr die ganze Familie mit der elektrischen Bahn nach Loschwitz hinaus.

Im Restaurant Loschwitzhöhe wurde der Kaffee eingenommen, dann ging es denselben Weg wieder zurück, denn das Theater begann schon um sieben Uhr und namentlich die Damen wollten vorher noch Toilette machen. Wohlbehalten langten die Ausflügler eine Stunde später im Hotel Bellevue an, wo für die Nacht Zimmer genommen waren. Denn die Rückfahrt am selben Abend wäre zu unbequem geworden, auch würden sie nicht vor zwei Uhr in Brachthof gewesen sein.

Es wurde Vohengrin gegeben. Herr von Vary, der neu entdeckte, ausgezeichnete Tenor der Dresdner Hofoper, sang den Vohengrin, Fräulein Steinau die Elsa. Auch die übrigen Rollen waren ersten Kräften anvertraut. Dementsprechend war das Haus vollständig ausverkauft. In den Rängen und im Parterre schimmerten die hellen Toiletten, bligten die funkelnden Steine der Damen.

Elenore und Gilde kannten das Opernhaus zwar schon von früher her, da jedoch schon acht Jahre dazwischen lagen, erschien ihnen alles neu und interessant. Elenore sah mit blühenden Augen da, so angeregt und lebhaft hatten Brachts sie noch gar nicht gesehen. Sie trug ein luftiges, weißes Crêpe de chine-Kleid, das nur mit kostbaren weißen Spitzen garniert war. Um den entblößten Hals trug Elenore ein feines Goldkettchen mit einem einzigen Solitär. Auch Gilde war in helle Seide gekleidet.

Die schönen Mädchen erregten Aufsehen, und mehr als ein Opernglas richtete sich nach der Brachtschen Loge im ersten Range. Frau Bracht war in reibrauner Seide und sah sehr vornehm aus, die Herren gingen im Smoking. Hans Joachim war blaß und erregt, die Mutter musterte ihn wiederholt verstohlen. Er hatte am Nachmittag einen kurzen Versuch gemacht, sich vom Theaterbesuch auszuschließen, war aber auf solchen energischen Widerstand von allen Seiten gestoßen, daß er schnell kapituliert.

Brachts waren frühzeitig erschienen. Sie musterten neugierig die Kommenden und tauschten ihre Betrachtungen aus. Elenore studierte den Theaterzettel: „Sage, Hans Joachim, ist Herr von Vary nicht ein ganz neuer Sänger?“

„Ja, Elenore. Er ist direkt aus dem Irrenhaus zu uns gekommen!“

„Was?“ Elenores und Gildes Augen waren zugleich verblüfft und unglaublich auf Hans Joachim gerichtet. Er lächelte: „Nicht so, wie Ihr meint. Bis vor zwei Jahren, glaube ich, war er noch Nervenarzt an einer Leipziger Anstalt. Dann wurde er, wie üblich, „entdeckt“ und kam nach einem kurzen Studium direkt an unsere Oper. Sehr zu ihrem Vorteil, denn er ist ein ebenso ausgezeichnete Sänger wie Darsteller.“

(Fortsetzung folgt.)

Thienemann I und Thienemann II.

Skizze von Anna Lahr.

(Nachdruck verboten.)

Der Unteroffizier Warden war mit seinen Leuten vom Patrouillengang zurückgekehrt, hatte Meldung erstattet und ging nun über den Hof der Meierei dem großen, langgestreckten Gebäude zu, in dem die Mannschaften untergebracht waren.

Das war nun alles ganz gut und schön. Da hatten Thienemann I und Thienemann II wieder einmal mehr als ihre Pflicht getan, so daß der Hauptmann sie zum Eisernen Kreuz eingeben wollte — und mit Recht! Aber — was galt die Bette? — wenn der Unteroffizier jetzt dort eintrat, würde er Thienemann I und Thienemann II doch wieder getrennt finden, jeden am anderen Ende des Raumes. Daß sie das Wetter! Wo es sich um Dienst handelte, verstanden sich die Brüder unvergleichlich, arbeiteten sich in die Hände, daß es eine Freude war, sie zu beobachten. Und gar erst im Gefecht! Da kämpften sie Schulter an Schulter, wie von einem Willen beseelt. Das waren noch Soldaten! Stark, mutig, zuverlässig. Das stand wie aus Erz gegossen, wo ein Punkt zu halten war, und wich und wankte nicht. Sieß es dann aber „Feierabend!“ war alle Eintracht dahin. Wohl gab es nicht Streit. Doch wo sie konnten, mieden sie einander. Und nie gönnte einer dem andern ein gutes Wort. Erst hatten die Kameraden einzugreifen versucht. Zwei solche Kerle und leibliche Brüder noch dazu, die mußte man doch zusammenbringen können! Aber wie sich einer nach dem andern bei dem Unternehmen die Finger verbrannt hatte, wurden sie schließlich auch weniger dringend und ließen die seltsamen Brüder er gewähren.

Der Unteroffizier stieß die Türe auf und sah suchend in den blauen Rauch, der aus zahllosen Pfeifen aufstieg. Wichtig: da saß der eine und dort der andere. Thienemann II hatte sich mit Freunden in einen Stuhl vertieft. Thienemann I las. Das tat er immer in seinen Freistunden. Bücher, Kalender, alles, was sich an Lesestoff in der Kompanie fand, wanderte schließlich zu ihm. Still und andächtig wie ein Schulkind konnte der große Mann dasitzen und Seite um Seite lesen, ohne eine Zeile auszulassen.

Man sah gleich, daß die Brüder sehr ungleich im Alter waren. Mehr als fünfzehn Jahre mochten sie trennen. Und doch waren sie einander ähnlich, wenn es auch nicht so in den einzelnen Zügen lag und der Ältere schlanker und ranker war. Den festgeschlossenen Mund mit den schmalen Lippen hatten sie beide.

Zuweilen sah einer der Brüder flüchtig auf. Aber nie ging ein Blick von einem zum andern. — — —

„Nun dürfte auch einmal Frost kommen,“ meinte der Unteroffizier, während er mit Thienemann II im Regier die Dorfstraße entlang ging. Es regnete nicht stark, aber unaufhörlich. Nun, sie hatten ja noch ihr altes, trockenes Quartier. Sie konnten es aushalten. Aber vorn im Schützengraben mußte es jetzt schrecklich sein. Kühles Vollbad!

„Ob heute Feldpost kommt?“ fügte er nach einer Weile unvermittelt hinzu. Einen Augenblick lang sah er seine nette, saubere Wohnung daheim in der Kaserne vor sich, seine Frau und die Kinder. Ob man das alles jemals wiedersehen würde? Thienemann II sah auch etwas: Ein strohgedecktes Haus, das etwas verloren am Ende des Dorfes lag. Wollte man hinein, kam man an einem Vorbau, einem kleinen Dach auf Stützen, vorbei, unter dem immer sehr ordentlich geschichtetes Holz lag. In der Tür sah der Spitz, der keinen Fremden einließ, und drinnen, — drinnen im Halbdunkel der Diele war Mutter ...

„Ja, schön wäre es, wenn wir Post kriegten.“

„Na, Sie können sich ja nicht beklagen, Thienemann. Für Sie ist noch immer was mitgekommen. Sie werden behandelt wie — gerade wie so'n Einziger.“

Der Musketier schwieg.

„Was Ihr Bruder ist,“ sekte der Unteroffizier plötzlich hinzu, „der kann das nicht von sich sagen. Für den ist nie was dabei.“

„Hat er selber schuld,“ entgegnete Thienemann frostig. So, nun fing also Warden auch noch davon an. Das war doch wahrhaftig nicht nötig.

„Kann das denn nicht wieder ins Lot gebracht werden?“ drängte der Vorgesetzte halblaut, eifrig.

Der andere schüttelte den Kopf: „Nein!“

„Sind Sie da ganz sicher? Mir kommt es doch manchmal so vor, als ob da nur das rechte Wort fehlte.“

„Das ist es ja gerade. Das rechte Wort fehlt. Aber das muß von ihm kommen!“

„Hören Sie mal, er ist der Ältere!“

„Er soll es ja auch nicht zu mir sprechen, sondern zu Muttern.“

„So, so! Na, das wußte ich nicht.“

„Ja, das glaube ich wohl. Das weiß hier keiner. Zwischen ihm und mir ist nie was gewesen. Ich war ja noch ein Armeekind, wie er fortging und nicht wiederkam. Aber mit unserer Mutter und ihm, — sehen Sie, — das wollte und wollte nicht stimmen. Unsere Mutter war ja nie eine von den Weichen, sie war auch wohl manchmal zu streng. Aber, lieber Gott, wenn so eine Frau eine schwere Jugend gehabt hat und dann einen Mann, der lange Jahre krank ist, und sie hat alle Last allein, da soll ihr wohl das Lachen vergehen. Und sie meinte es doch gut mit uns.“

„Verstehe, Thienemann, verstehe. In meinem Elternhaufe gab es auch allerlei. Meine Mutter, die konnte auch scharf regieren. Und ein höllisch loses Handgelenk hatte sie. Gastschmuckgesehen, da hatte man schon eins hinter die Ohren. Wenn ein Kind darum gleich ausreizen wollte! Es bleibt doch immer die Mutter. Hauptsache ist, wie sie's meint.“

„Sage ich ja. — Aber was mein Bruder ist, glauben Sie wohl, daß der das einsieht? Kein Gedanke dran. — Was da so im einzelnen damals vorgefallen ist, weiß ich ja nicht, weil ich doch noch so klein war. Nur so viel weiß ich: Er hatte unserer Mutter wieder einmal schweren Kummer gemacht. Und — da war's eben aus.“

Der Unteroffizier schwieg eine Weile. Dann sagte er langsam, prüfend: „Das muß aber doch alles schon sehr lange her sein. Wenn er nun jetzt zurückkäme, könnte sie ihm da nicht verzeihen?“

Thienemann antwortete nicht gleich. Dann aber brach es plötzlich hervor: „Darauf wartet sie ja nur. Darauf wartet sie all die Jahre, daß er zurückkommen soll, damit sie ihm vergeben kann. Aber — er kommt ja nicht. — Wir Brüder haben uns erst hier im Regiment wiedergegesehen, als der Krieg anging. Und ich glaube, wir könnten wohl zusammen auskommen, wenn nur das nicht wäre, daß er nicht zu Muttern kommen will. Gleich wie wir uns so neu wieder kennen lernten, habe ich ihn gefragt, ob er nicht mal einen Gruß nach Hause schreiben will. Er hat nicht gewollt. — Und so lange er das nicht will, so lange sind wir keine Brüder. Punktum!“ — — —

Durch die Feldpost war es ein bißchen später geworden, als sonst.

Briefe und kleine Pakete waren gekommen. Und nun war das ein Lesen und Erzählen, ein Auspacken und Zeigen und Bewundern. Und vieles wurde geteilt.

Es war auch ein Kästchen für Thienemann II abgegeben. Für Thienemann I war, wie immer, nichts dabei gewesen. Woher auch?

Aber wie er so sah, sich den Rücken am Ofen wärmte — es war heute auf Kosten kalt gewesen — und gemächlich seine kurze Pfeife anrauchte, sah er, wie aus seines Bruders Paket etwas wie ein grauer Lappen zur Erde fiel, ohne daß es jemand bemerkte.

Was das wohl sein konnte? Unwillkürlich ließ er das Buch, in dem er hatte lesen wollen, niedersinken. Was das wohl sein konnte? Im Grunde ging es ihn ja nichts an. Aber seine Gedanken mußten immer wieder darum herumspielen, wie Fliegen, die, hundertmal verschauelt, hundertmal zurückkehren.

Was das wohl sein konnte? Irgendetwas, was Mutter für seinen Bruder geschickt hatte, natürlich. Irgendetwas, was gerade so akkurat war wie die herbe strenge Frau selber.

Er rauchte stärker.

Nein, für ihn gab es keine Heimkehr, und wenn er auch heil aus dem Kriege kam. Da hätte die Mutter eine andere sein müssen, eine ganz andere. So eine, die auch einmal fünf gerade sein lassen konnte. Aber die war ja so genau, so grausam genau. Die konnte niemandem was nachsehen. Und bei ihm war ja immer vielerlei gewesen, was Nachsicht forderte, besonders damals ...

Uebrigens — das Ding lag da immer noch unbeachtet. Wie zufällig stand er auf, legte sein Buch auf die Bank und begann langsam herumzugehen.

So war er unmerklich dem Platz seines Bruders näher gekommen, und da rührte auch schon sein Fuß an das, was aus dem Paket gefallen war. Und keiner sah her, keiner.

Da bückte Thienemann I sich plötzlich rasch wie ein Dieb und brachte das Verlorene an sich.



Nach der Schlacht. Nach dem Gemälde von E. Beder.

Aufatmend richtete er sich wieder auf. Wie dumm ihm das Herz schlug, bis an den Hals! Und wie ihm die Hände zitterten! Aber bemerkt worden war er nicht. Fast konnte er seine Füße nicht regieren, wie er sich langsam wieder fort-schob, der Tür zu, so war ihm die Aufregung in die Glieder gefahren.

Endlich war er doch draußen. Und dann stand er in dem leeren Gang, den nur eine Stalllaterne kümmerlich erhellte, und betrachtete und befühlte, was er da in Händen hielt.

Ein Strumpf war es, ein gewöhnlicher derber, grauer Strumpf, ganz wie alle Soldatenstrümpfe. Mutter hatte den geschickt für ihren Jüngsten . . .

Er schob eine Faust hinein und den Unterarm fast bis an den Ellenbogen. Schön warm war dieser Strumpf doch. Kein Wunder. Mutter nahm immer das beste Garn. Sie sagte, es sei Verschwendung, billig zu kaufen. Ihr stach kein Schund in die Augen.

Wie er so auf den Strumpf hinsah, guckte mit einemmal durch ein Loch sein Finger durch. Eine Masche war da gefallen.

Er schüttelte ungläubig den Kopf. War das denn möglich? Ja, war denn Mutter nicht mehr Mutter? War das denn nicht mehr die Frau, die einst seiner kleinen Schwester Grete das Strickzeug um die Ohren geschlagen und sie gezwungen hatte, die fast fertige Arbeit ganz bis zum Anfang wieder auf-zurebbeln, nur weil sie einmal rechts statt links gestrickt hatte und so eine Blunderlei doch unmöglich durchgehen konnte?

Und nun war ihr das passiert! Eine ganz schimpfierte Socke hatte sie in die Welt gehen lassen!

Er stand und starrte. Wenn Mutter das hatte tun können, wie mußte sie alt geworden sein!

Hatte sie denn ihre scharfsichtigen Augen nicht mehr? Oder war ihr das alles gleichgültiger geworden . . .

Wie etwas ganz Neues kam es über ihn. Mutter mußte alt geworden sein! Nie, nie in all den Jahren hatte er sich

das vorgestellt. Immer hatte er sie vor Augen behalten, wie er sie zuletzt gesehen hatte: rüstig, stark und — hart.

Und nun war sie vielleicht schon lange nicht mehr rüstig und vielleicht — vielleicht auch nicht mehr so hart. Daß ihm das niemals früher eingefallen war, auch dann nicht, als er dem Bruder im Regiment begegnete. Mit keinem Wort hatte er nach ihr gefragt. Aber die gefallene Masche, die hatte ge-sprochen.

Fast hätte es ihn nun aus seinem Gleichgewicht geworfen. Das war ja so unerwartet gekommen. All die bösen, kalten Gedanken, die er ausgeschickt hatte, eine harte Frau zu krän-ken, hatten mit einemmal kein Ziel mehr. Mutter war alt geworden . . .

Als der Unteroffizier Warden seine Reute zum Kirch-gang antreten ließ, fehlten Thienemann I und Thienemann II. Ja, waren denn die beiden zusammen?

Etwas neugierig wollte er gerade selber noch einmal ins Haus gehen und hatte den Fuß schon auf der Schwelle, als er plötzlich ihre Stimmen aus einem offenen Fenster hörte.

„Du?“ fragte die Stimme von Thienemann II in tiefem Staunen.

„Ja, ich wollte Dir nur sagen . . .“ Pause, dann ging es hastig weiter: „der Brief, den Du da schreibst, ist doch an Mutter?“

„Ja.“
„Da meine ich nur: kannst mir auch noch ein bißchen Platz lassen, damit ich einen Gruß darunter schreibe . . .“

„Na, endlich!“ dachte der Unteroffizier befreit.

Langsam kehrte er zu den anderen zurück, sehr langsam. Einmal fiel ihm sein Bleistift hin, und er mußte sich danach bücken und erst ein wenig herumfuchen, bis er ihn wieder hatte.

Endlich, als er annehmen konnte, daß sie drin wohl fertig wären, rief er schallend über den Hof: „Thienemann I, Thienemann II, wird's bald?“

Gescheitert.

Roman von Viktor Gelling.

(Nachdruck verboten).

1.

Der freie Platz vor dem Bahnhof bot das übliche Bild der Stadt von zehn- bis dreißigtausend, wie er sich ausnimmt, wenn gleichzeitig schlechtes Wetter ist. Schwarze, unfreundliche Fenster mit mehr oder weniger schief aufgezogenen Rouleaux, die Betriebsdiensträume. Etliche Fenster überhaupt öde und fahl; etliche — die Beamtenwohnungen — mit weißlichen oder schmutziggelben Gardinen und Vorgardinen versehen. An einem von den 62 Fenstern, die ich zähle, ein Blumentopf mit rot-papierner Manschette.

Auf dem freien Platz, inmitten eines Schneetreibens, zwei Hotelwagen, ein gelber mit roter Inschrift. Die beiden Pferde in Kummel und Gabeldeichsel halten ihren Kopf unbeweglich gesenkt.

Menschenleben sind nicht zu beklagen. Es sind keine da.

Sie werden erst von dem Moment an sichtbar, wenn ein Zug einfährt, um die Provinzstadt Neuburg nach ein bis zwei Minuten wieder zu verlassen.

Es steigen nur wenige Passagiere aus.

Zwei Herren sind es, die von den beiden Hoteldienern in Empfang genommen werden. Beide sind groß und schlank. Beide sehr gut angezogen. Beide mit dem Schnellzug ange-langt. Beide Herren entscheiden sich, in dem Hotelwagen des „Blauer Hirsch“ Platz zu nehmen.

Sie sind schon vorher in dem gleichen Abteil gefahren, haben sich schon unterwegs kritisch gemustert, ohne bis Neuburg ein einziges Wort gewechselt zu haben. Schließlich fuhr man doch erster Klasse, gerade um Reisebekanntschaften zu meiden. Jeder ließ es sich an seiner Lektüre genügen.

Erst als beide sich in Neuburg erhoben, um den Zug zu ver-lassen, sahen die beiden Herren sich genauer an. Und vorsichtig und unauffällig fuhren sie in der gegenseitigen Musterung fort, als sie in dem Hotelwagen Platz gefunden hatten. Nach einiger Zeit wurden die Koffer gebracht und auf der Galerie verstaут, und mit dem Handgepäck fanden sich gewisse gelbe Lederfuttermale ein, die keinen Zweifel darüber ließen, daß sie einen Säbel enthielten. Nun war jeder der beiden Ankömmlinge sich darüber klar, daß der andere Offizier sein müsse. Mindestens aber ein Stabsarzt oder eine Militärperson. Manchmal täuschen auch Säbelfuttermale.

Oberleutnant Goh von Reichenhausen — der eine der bei-den — entsann sich, im stillen lächelnd, daß der Oberarzt, mit dem er bisher in Goldap zusammen in Garnison gestanden hatte, sich regelmäßig, wenn er in Zivil nach Breslau fuhr, von einem Husaren das Säbelfutteral nachtragen ließ.

Auch der andere Herr, Oberleutnant Müllers, der von seinem Breslauer Feldartillerie-Regiment nach Neuburg zur Dienstleistung kommandiert war, war sich über sein Gegenüber so ziemlich im reinen.

Trotzdem unterließen beide Herren es, sich einander vor-zustellen. Dazu lag noch ganz und gar keine Notwendigkeit vor.

Jeder von ihnen war zu sehr von den ersten Eindrücken gefesselt, die ihm der künftige Wohnort auf dieser rumpligen Fahrt durch die schlechtgepflasterten Straßen bot. Vielver-sprechend war dieser Eindruck nicht.

Oberleutnant Goh von Reichenhausen hatte zwar einen kleinen Tausch zum Besseren gemacht. Die kleine Kreisstadt Goldap an der Linie Insterburg—Lyck der preussischen Staats-bahn war noch ein gut Teil armseliger, als dieses Neuburg, wohin er soeben durch allerhöchste Kabinettsorder verschlagen war, und dann vor allem gab es hierzulande doch mal etwas anderes zu sehen, als lediglich Getreide und Vieh und die 272 Meter hohen Goldaper Berge. Hier, in Schlesien, war auch ein anderer Menschen-schlag zu Hause, nicht Vitauer und Polen, und das Dragoner-Regiment Graf Schlig, viertes schlesisches Nr. 7, stand im allerbesten Renommee. Der Oberleutnant hatte einen Vetter hier, einen Reichenhausen-Pittmarshausen, und kannte durch diesen schon eine ganze Reihe seiner neuen Regi-mentskameraden.

Oberleutnant Müllers kam aus Breslau. Ihn hatte le-diglich seine reiterliche Passion nach Neuburg gezogen. Er hatte sich selbst hierher gemeldet und war glücklich, als sein Wunsch in Erfüllung ging. Das kleine Nest mußte mit in Kauf genom-men werden. Dafür hatte das Regiment einen um so besseren Ruf. Die Neuburger Dragoner waren überall gern gesehen, überall gut angeschrieben. Der Vetterkehr, den sie unter-hielten, war, wie allgemein bekannt war, ein überaus reger. Im Regiment gab es bis vor kurzem nur alteingesessene Namen, selbst der neue Adel hatte gefehlt. In dieser Hinsicht war erst in allerletzter Zeit, wie fast überall in der Armee, ein kleiner

Umschöpfung eingetreten. Oberleutnant Müllers gab sich keiner Täuschung hin, daß er nicht etwa seiner vorzüglichen Konduite, sondern in erster Linie diesem Wandel, der sich in fast allen Regimentern vollzog, seine Kommandierung zur Dienstleistung bei den 7. Dragonern zu verdanken hatte.

Nun war man schon auf dem Markt von Neuburg angelangt. Der Wagen hielt. Ein Hausdiener kam in halber Eilfertigkeit heran, um den Schlag zu öffnen.

Müllers wollte warten, bis sein Gegenüber ausgestiegen sei. Aber Gog von Reichenhausen blieb ruhig sitzen und sagte nur mit einer Handbewegung nach der offenen Tür: „Bitte!“

Es klang militärisch kurz und bestimmt. Er schien auch jetzt noch alle Weiterungen vermeiden zu wollen. Als er mit seinem Handgepäck in die Einfahrt des Hotels trat, war sein Reisegefährte schon in Unterhandlungen mit dem Wirt. Der Wirt verbeugte sich gleichwohl vor ihm.

„Bitte, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Oberleutnant Gog von Reichenhausen. — Ich wünsche ein bis zwei Zimmer, wenn möglich, zusammenhängend. Kann ich das haben?“

Der Wirt, Herr Goldammer, verbeugte sich sehr devot. Es ging ihm sehr sauer an, als er erwidern mußte: „Außerordentlich bedauerlich, Herr Baron —, aber die einzigen zusammenhängenden Zimmer, über die ich noch verfüge, hat soeben Herr Oberleutnant Müllers für sich belegt. Vielleicht einigen sich die beiden Herren . . .“

Müllers verbeugte sich vor Gog und nannte seinen Namen.

„Angenehm!“

„Ich stehe Ihnen selbstverständlich zur Verfügung, wenn Ihnen besonders viel daran liegt.“

„Ne, danke! Danke wirklich, Herr Müllers! Ich nehme dann einfach ein größeres Zimmer. Das haben Sie wohl, Herr . . .“

„Selbstverständlich!“ versicherte Herr Goldammer. „Frisch, der Herr Baron bekommt das Edzimmer — unser sogenanntes Fürstenzimmer, Herr Baron. Ich komme gleich selbst mit hinauf.“

Als Oberleutnant Müllers in seinem Zimmer war, trat er an das Fenster und sah auf den Marktplatz hinunter. Ein ironisches Lächeln suchte um seine Mundwinkel, als er sich des eben erlebten Auftritts erinnerte. Keine Frage, der Reisebegleiter, der sich so reserviert verhalten hatte, war sein neuer Regimentskamerad. Er entsann sich jetzt genau, den Namen im „Militär-Verordnungsblatte“ gelesen zu haben. Er war gleichzeitig mit ihm nach Neuburg versetzt worden. Dabei ärgerte er sich etwas über die steife Förmlichkeit, die dieser Herr von Reichenhausen bewahrt hatte. Aber schließlich — dieser eine neue Regimentskamerad konnte ihn nicht entmutigen. Vielleicht waren die anderen um so entgegenkommender. Sie standen ja alle in so gutem Rufe. Und ein wenig Erfahrung im Umgang mit Kameraden durfte er sich wohl zutrauen.

Er öffnete die Koffer, die mittlerweile heraufgetragen waren, und vertauschte sein Reisegepäck mit einem bequemen Hausanzug. Der Bursche, der mit den beiden Pferden mittels Landmarsches kam, konnte vor Abend nicht in Neuburg anlangen. So war er also auf sich selbst angewiesen. Am Nachmittag wollte er dem Regimentsadjutanten seinen Besuch machen und am nächsten Vormittag sich melden. Er klingelte, ließ sich die Speisekarte bringen und bestellte sich etwas zu essen.

Gog von Reichenhausen tauchte sehr rosig und erfrischt unten im Speiseaal auf. Er hatte mit Hilfe seines Goldamer Burschen soeben ein Bad genommen und war von der Badeeinrichtung des Hauses sichtlich befriedigt.

Er machte dem Wirt sein Kompliment.

„Hat tadellos funktioniert. Gefällt mir, Ihr Hotelchen!“ (Auch das sehr adrette und etwas kokette Stubenmädchen hatte ihm sofort gefallen.) Der Wirt verbeugte sich.

„Freut mich ungemein, Herr Baron!“

„Schön. Und nun noch eins, Herr Goldammer —“

„Goldammer, zu dienen, Herr Baron —“

„Goldammer? Reizend! Genau wie der kleine, nette Vogel? — Na, also, Herr Goldammer. Wissen Sie, ich diniere gern allein, wenn ich in'n Hotel komme. Könnten Sie mir garantieren, daß ich so'n kleines Plätzchen solo und ungeniert im Speiseaal abfriege — wie?“

„Aber gewiß, Herr Baron! Das würde sich sowieso niemand gestatten, sich an den Tisch von Herrn Baron zu setzen. Und übrigens —“ Herr Goldammer dämpfte bei vertraulichen Mitteilungen seine Stimme — „der Herr Oberleutnant Müllers hat sich seine Mahlzeit auf sein Zimmer bestellt.“

„Müllers? Oberleutnant Müllers? Kenne ich nicht!“

„Dann bitte ich um Vergebung! Das war der Herr, der

mit dem Herrn Baron ankam. Der Herr ist ja wohl hierher kommandiert. Die Herren vom Regiment sprachen schon gestern Abend davon. Beim Dämmerhochgehen —“

„Schon gut.“

Gog von Reichenhausen nahm Platz und bestellte. Er verwandte Mühe auf die Kompositionierung des Menüs. In Sachen „Essen“ hatte er einen gewissen Ruf. Ein Reichenhausen hatte einmal ein Kochbuch herausgegeben, nach dem an einigen Fürstenhöfen gekocht wurde. Seitdem hatte sich diese Ader in der Familie Gog von Reichenhausen vererbt. Diesmal war Fedor Gog von Reichenhausen, aus der Linie Fannenberg, der Erbe des Talentes des Urahnen.

Herr Goldammer konnte nicht umhin, von Zeit zu Zeit von weitem persönlich der Bedienung zuzusehen, die der neue Gast in seinem Hause fand. „Gefegnete Mahlzeit“ hatte er schon gewünscht. Im übrigen schien es der Baron nicht zu lieben, bei der Tafel gestört zu werden. Herr Goldammer beobachtete aus dem dunklen Sintergrunde sorgenvoll-bedenklich.

Aber er war sofort beruhigt, als er sah, daß Baron Gog von Reichenhausen sich jedesmal mit Befriedigung über die Schüsseln hermachte und den Macon mit Behagen hinuntergleiten ließ. Für so was hatte Herr Goldammer einen feinen Blick. Und er hatte auch recht.

„Also wieder 'n kleiner Sonnenblick,“ sagte sich Gog von Reichenhausen, „man ist gut in diesem Neuburg. Das ist nicht zu gering anzuschlagen.“

2.

Nach dem Kaffee und dem Biez Rognak mit der nötigen Anzahl Sterne erhob sich Gog von Reichenhausen, ließ sich von seinem Diener den Pelz bringen und machte sich, eine dicke Lopez zwischen den Lippen, auf, um seinen Vetter Egon zu besuchen.

„Keine fünf Minuten zu gehen bis zu der Villa des Herrn Baron von Reichenhausen. Eine reizende, weiße, einstöckige Villa!“ beeilte sich Herr Goldammer zu antworten, als der Oberleutnant nach der Wohnung des Rittmarshausener gefragt hatte. Sie wurde ihm so beschrieben, daß er sie unter keinen Umständen verfehlen konnte.

Egon von Reichenhausen kam dem Vetter im Vestibül entgegengeflohen und stutzte.

„Menschenkind? Heute schon? Wir haben Dich frühestens morgen erwartet. Es war doch großer Empfang geplant! Na, das ist eine schöne Ueberraschung! Wann bist Du denn eingepaßiert in dieser Zentrale des Stumpfsinns? Leg, bitte, ab! Ich sehe Dich eben in das Haus kommen und denke, ich soll meinen Augen nicht trauen. Also warst Du's wirklich!“

„So ist es!“

„Also herzlich willkommen! Kam Dir wohl höllisch überraschend, die Versegung?“

„Ja und nein. Ich bin aber gar nicht böse über den Lauf. Goldap und so . . . Hier sind doch sehr scharmante Leute, und dann Du und Gilda! Uebrigens haben wir uns ja seit Ewigkeiten nicht gesehen!“

„Stimmt! Seit meiner Hochzeit. Bitte, hier hinein! Gilda hat sich ein bißchen hingelegt. Ich habe mir das ganz abtrainiert. Ich bin überhaupt nur noch Dienst. Kommst, wenn Du willst. Aber nun mach' Dir's bequem; ich werde Gilda sofort wecken.“

„Aber bitte, lieber Egon — nur keine Gêne, und Weiden, das gibt es selbstredend absolut nicht. Süßsch habt Ihr's hier!“

„Gilda freut sich wie ein Schneekönig. Du wirst überhaupt mit offenen Armen im Regiment empfangen. Wir sind in der letzten Zeit gar nicht so sehr mit dem Ersatz verwöhnt. Brandenburg, der jetzt Regimentsadjutant ist, war außer sich, als er gestern erfuhr, daß schon wieder so'n gewisser Müllers uns reinversetzt wird. Der Oberst nimmt ja jeden an, der kommt. Ein Fahrenjunker heißt Spinner; einer Büllmann. Ich bitte Dich, Fedor! Ausgerechnet Büllmann! Um so angenehmer sind wir deshalb sämtlich durch Deine Ankunft überrascht. Du siehst wohl aus.“

„Danke! Ich habe eben gefrühstückt. Ganz passables Hotel, dieser „Girch“. Ich wohne dort.“

„Gast doch bei uns wohnen können, Mensch! Ich habe das als selbstverständlich angenommen. Gilda auch. Die nimmt das todsicher übel — ach, da ist sie ja!“

In der geöffneten Tür stand die junge Frau des Rittmeisters. Fedor sprang auf und küßte ihr die Hand.

„Meine schöne Rusine —“ Gilda lachte.

„Das ist ja entzückend, daß Du nun bei uns bist! Ich habe mich riesig gefreut. Du wirst nun immer bei uns bleiben. Du bekommst natürlich eine Schwadron hier!“

(Fortsetzung folgt.)

* Gemeinnütziges. *

Pilantes Kartoffelmus mit Gering (oder Sardellen). 4—5 Pfund Kartoffeln werden geschält, scheinig geschnitten und weichgekocht, dann abgeseigt, mit der Reule zerstampft oder durch den Kartoffelquetscher gedrückt und, wieder auf Feuer gestellt, mit einem Eßlöffel Butter, Salz und einem halben Liter Milch aufgekocht. Dann vermischt man das Mus schnell mit dem feingehackten Rücken von 2 Geringen, die gut gewässert und von Haut und Gräten befreit wurden. An Stelle der Geringsschalen kann man 6—7 entgrätete, gehackte Sardellen nehmen.

Warmer Kartoffelsalat mit Speck. Die Salatkartoffeln werden in der Schale gekocht, dann abgezogen, in Scheiben geschnitten und möglichst warm mit folgender warmer Sauce gemischt. Ein gut Stück fetter Speck wird in kleine Würfel geschnitten, ausgebraten, die Grieben herausgenommen und warm gehalten, während man in dem flüssigen Fett zwei bis drei in kleine Würfel geschnittene Zwiebeln gar schmort (sie müssen aber weich bleiben). Dazu gibt man etwas milden Essig, am besten Zitronen-, etwas Salz, weißen Pfeffer, eine Messerspitze Butter und etwas saure Sahne, schmeckt ab und schüttelt die Kartoffelscheiben gut damit durch.

Emailliertöpfe, die innen braun werden, reinigt man, wenn man zwei Eßlöffel Chloralkali in den Topf gibt und ihn mit Wasser gefüllt gut auskochen läßt. Ein nochmaliges Auskochen mit Soda ist erforderlich, um den starken Geruch zu entfernen. Mit dem gebrauchten Chlorwasser können mehrere Töpfe ausgelocht werden.

* Geschäftliches. *

Nicht nachzulassen im Sorgen für unsere tapferen, braven Truppen im Felde, das ist jetzt jedes Einzelnen Pflicht. Die zu Weihnachten unseren Kriegern anerkennenswert reichlich gespendeten Sachen werden aufgebraucht sein, namentlich was Strümpfe und Unterzeuge anbelangt, denn es mehren sich jetzt die Witten der Soldaten um diese Gegenstände. Drum schäme ich mich nicht, der es irgend ermöglichen kann, solche nötige Waren. Aber gute, solide Sachen müssen es sein. Bekannt als Lieferanten wirklich zweckmäßiger Militär-Socken und Unterwäsche ist die Erfurter Garnfabrik, Postleierant in Erfurt i. B. 359, die, nebenbei bemerkt, vor kurzem auf ihr 25-jähriges Bestehen zurückblicken konnte. Diese Fabrik liefert auch direkt an Private ihre weltbekannten bewährten Erzeugnisse und verschickt eine bildgeschmückte

ein rosiges jugendfrisches Antlitz und einen zarten, blendend schönen Teint. Alles dies erzeugt die nur allein echte

Jede Dame liebt

Steckenpferd-Seife

die beste Lilienmilchseife von Bergmann & Co., Radebeul.
:: Preis à Stück 50 Pfg. ::
Ferner macht der Lilienmilch-Cream "Dada" rote und spröde Haut in einer Nacht weiß u. sammetweich. Tube 50 Pf.

Preisliste über Blü-Strumpfgarne, Blü-Bütelgarne, Blü-Strümpfe und Socken von der e nachsten bis zur vornehmsten Art, Blü-Trittoileibwäsche, Unterzeuge, getrichte Anabenanzüge, alle für Militär nötigen Sachen wie: warme Fußwärmer, Arm- und Handwärmer, Knochenschüher, Leibbinden, Socken an jedermann frei umsonst. Statt selbst zu stricken aus der Zeit so selten und in olgezeiten teuren W. Le, wird man gut tun, fertige Socken, die noch aus billig eingetauschten Rohmaterial hergestellt sind, zu kaufen. Man kann dadurch viel Geld sparen, denn fertige Socken sind heute billiger als gleich gute selbstgestrickte, zu denen man die Strumpfwolle jetzt teuer kaufen muß.

Welche Frau ist wirtschaftlich zu nennen? Die Sparame? Nicht unbedingt, denn Sparameit ist eine schlimme Eigenschaft, wird sie an unrichtiger Stelle gebraucht. Gibt es doch Frauen, die minderwertige Qualitäten einkaufen, nur weil sie billiger sind, als die gute Ware. Wirtschaftlich kann eine Frau erst dann genannt werden, wenn sie das Beste billiger bezahlt als die weniger gewandte Wirtschaftler. Hier ein Schuttspiel. Wer im Winter Eier kauft muß oft mehr als das Doppelte des Preises entrichten, den sie im Frühjahr kosten. Darum kauft die gewählte Hausfrau ihren Gesamtbedarf an Eiern schon in jenen leichten Tagen, wenn sie noch ganz billig sind. Durch Behandlung mit Garantol (beim Apotheker, Drogerien oder Kolonialwarenhandler erhältlich) hält sich jenes wichtige Nahrungsmittel nicht nur länger als ein Jahr, sondern die Eier bewahren auch ihren kulinarisch so annehmenden Frische, die ihnen im Frühjahr zu eigen ist. Garantol hat übrigens noch einen anderen Vorteil: den Garantol-Eiern haftet nicht jener eigentümlich widerliche Beigeschmack an, der Eiern zu eigen ist, die — wie es früher üblich war — mit Kalt oder Wasser als präpariert wurden. Das einfache, von jedem Kind vornehmende Verfahren ist so billig ein Bruchteil eines Pfennigs pro Ei, daß der Kostenpunkt bei Garantol keine Rolle spielt. Nur auf Eines ist beim Einkauf Acht zu geben: Sämtliche Packungen müssen die Schutzmarke u. im Ei aufweisen. Es kommen nämlich auch minderwertige Nachahmungen in den Handel.

A. H. n.



Gegen Monatsraten von 2 Mark an. Ohne Anzahlung — 5 Tage zur Probe. Illustrierter Katalog gratis und frei.

Bial & Freund, Postf. 519/108, Breslau

Bettträsen

beseitigt sol. Alter u. Geschl. angeboren. Auskunft umsonst. Institut „Sanis“, München 47, Dachauerstraße 54.

+ Damenbart +

Nur bei Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, verschwindet sofort jeglicher unerwünschte Haarwuchs spur- und schmerzlos durch Absterben der Wurzeln für immer. Sicherer als Elektrolyse! Selbstanwendung. Kein Risiko, da Erfolg garantiert, sonst Geld zurück. Preis 5 Mark gegen Nachnahme. Herm. Wagner, Köln 67, Blumenthalstr. 99.



Kein Leser versäume, meine neue Preisliste zu verlangen.

August Dürschmidt,
Musikinstrumente und Saitenfabrik,
Markneukirchen i. Sa. Nr. 666.

Feld-Post



Rheuma-
tische Beschwerden:
Dr. Reiss' RHEUMASAN
Schmerzstillend
Frage den Arzt

Tetro

Geschäfte, wo nicht vorhanden geg. Voreinsend. des Betrages zuzüglich 20 Pf. Porto von **RUDOLF TROTT, Berlin N., Reinickendorfer Str. 122.**

Echte extrastarke Hienfong-Essenz

(Desillat), 1 Dtz. Mk. 2,50, nur bei 30 Pf. M. 6, franko. — Chemische Werke E. Walther, Halle a. S., Mühlweg 20.

Institut Boltz

Einj. Fährn. Prim. Abitur. Prosp. frei.

Jimenau i. Thür.

Halsschmerzen.

Eine Einreibung d. Halses mit Carmol® und Gurgeln mit Carmol in Wasser bringt Ihnen Linderung, und wenn Sie außerdem 5 bis 10 Tropfen Carmol mit Zucker einnehmen, wird Sie der Erfolg befriedigen. — Verlangen Sie in Apotheken und Drogerien ausdrücklich Carmol, Probeflasche 0,75. (Karmelitergeist) Carmol tut wohl.

Haben Sie jemand im Felde?

Schreiben Sie uns bitte eine Postkarte. Rheinisches Versandhaus, Düsseldorf (Schließfach).

Verlangen Sie

portofrei meinen Katalog Nr. 11 über wenig getrag. von besten Publikum stammende Kavaller-Garderobe zu staunend billigen Preisen. Kein Risiko! Für Nichtpassendes sende Geld zurück. J. Katter, München, Tal 19.

Gummistrümpfe,

nahtlose, bewahren sich aufs beste bei: Krampfadern, geschwollenen Beinen u. schwachen Gelenken, geben fest. Halt, sitzen vorzügl.

Joh. Reichel, Petersstr. 13 Leipzig.

Einzig, unübertroffener Stopp- u. Nähfuss, 100.000fach bewährt, lieferbar für alle alten und neuen Nähmaschinen. Kein Verdruss, kein Zeitverlust, verblüffend einfach. Stück 1 M. für die gangbaren Systeme. Man fordere nur Tetro und welse anderes zurück. Zu beziehen durch einschlägige



enthält menschliche „Macht“, „Geheime Mächte“, Größtes aufsehenerregendes, einzig praktisches Lehrbuch v. Dr. Agassan zur Ausnützung der im Menschen schlummernden geheimen Mächte n. neuer Methode. Die Geheimnisse, größte Erfolge und Vorteile jeder Art zu erringen. Vergrößernder Einfluss auf andere, ohne deren Wissen und Willen. Geheime Liebesmacht. Einzig. Weg zum Glück, Wohlstand, Gesundheit, Energie, Körperkraft. Die Kunst sofort zu hypnotisieren. Erfolg garant. Pr. M. 1,70.

Klengels Verlag 52/2, Dresden 19.



Nun macht mir das Eierlegen erst Spass! sagt die Henne zum Gockel, seitdem ich weiß, daß sich meine Eier dank dem idealen Konservierungsmittel

Garantol

viele Monate lang frisch erhalten, wie wenn ich sie eben gelegt hätte, so daß der Feinschmecker auch noch im Winter meine Kunst würdigen kann. Der Wohlgeschmack ist derselbe, das Eiweiß zäh, vom Dotter leicht trennbar zur Schneebereitung geeignet. — Kurz: Maß

Garantol

bleibt das Ei wie neugeboren! Jede praktische Hausfrau, die im Frühjahr ihren Jahresbedarf mit

Garantol

einlegt, hat auch noch zu Weihnachten ein frisches Ei für etwa 6 Pf. Paket für 120 Eier kostet nur 25 Pf.

Garantol

Ueberall zu haben, 1000fach empfohlen!

Karmelitergeist



Carmol tut wohl
bei Rheuma, Hexenschuss, Kopf-, Hals-, Zahn- und Gelenkschmerzen.
Fl. Mk. 0,75, 1,25, 2,—, 3,50

Verlangen Sie in Apotheken und Drogerien ausdrücklich Carmol

Kauft direkt aus der Erfurter Garn-Fabrik in Erfurt S. 23 die nicht einlaufenden „Blitz“

Strick-Garne

(Wolle zu Mk. 1,70 pro Pfund platt), Strümpfe, Socken und Trikotleibwäsche. Sehr vorteilhaft! Muster u. Preisliste frei.

Petrin-Tabletten

anerkannt glänzend bewährtes Mittel geg. Rheumatismus, Gicht u. Ischias vollständig unschädlich, gut wirkend ohne Nebenerscheinungen. — Ärztlich empfohlen. — Zu haben nur in den Apotheken, wo nicht durch: Alleinige Fabrikanten **Christian Petri & Comp., Giessen, Hessen.**

Fußschlitten
Vorzüglich im Felde: Kamelhaar-Ersatz im S. ragen. 1/2 Dtz. Paar M. 3,00 paar gegen Einsendung u. **Kamerhals, Lübeck** Bei röhre ein Bedarf!

Neu! D. R. G. M. 575 47

1/2 Dutzend P

Tafelmes

und Gabeln und geschütztes Hoch. Garantiert kein Isosowen Heft. Zu beziehen durch **Sollingen, Wilhelm** Jeder 20, besteller ein feines Taschenmesser

Aus den Schützengräben vor Verdun 2. 11. 1914. Nach reichhaltiger Verwendung Ihres z. Zt. im März der Sanitäts-Schule Liegnitz gütigst zur Verfügung gestellten Präparat Carmol kann ich Ihnen auch jetzt im Kriege wirkliche gute Resultate mit Ihrem Carmol erzielen, mitteilen. Beim Ausrücken besorgte ich mir 2 Gläserchen Ihres Carmol, ich in entsprechender Weise bei Reiben (Rheumatismus), die Folge Nässe und des Schützengrabens, verwendete. Auch bei Husten und Erkältungen, Kopfschmerzen und Magenkrankungen aller Art, leistete mir Carmol gute Dienste, sodaß wünschenswert wäre, Carmol als Liebesgaben-Ankauf in den Zeiten zu empfehlen. Da ich mir hier das Carmol nicht beschaffen kann, wollen mir bitte per Feldpostbrief einige Probefläschchen Carmol übermitteln, wofür ich Ihnen sehr verbunden bin. Mit vorzüglicher Hochachtung und deutschem Gruß **Albert Eben, Drogist, Sanitäts-Unteroffizier.**

Verlangen Sie in Apotheken und Drogerien ausdrücklich Carmol.

Druck und Verlag der Neuen Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berliner Str. 40. Verantwortlich: Dr. G. G. Klein, Charlottenburg, Weintrauer